



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 12, 3. 06

Mandla Langa
Mr. President

Ivan Vladislavic
The Exploded View

Achmat Dangor
Bittere Ernte

Literatur im März 2006/Kunsthalle
Südafrika – Neues von einem
anderen Ende dieser Welt

The Exploded View – so lautet der Titel seines jüngst erschienenen Romans, den Ivan Vladislavic beim diesjährigen Festival *Literatur im März* vorstellen wird. In diesem Roman seziert er, nachdem ihm mit dem Buch *The Restless Supermarket* der wohl gültigste literarische und ungeheuer sprachgewaltige Abgesang auf die Apartheid gelungen war, mit ebensolcher sprachlichen Meisterschaft und intellektuellen Stringenz das neue Südafrika in seinen Ausprägungen zwischen Banalem und Absurdem.

Exploded View ist ein Begriff aus der Technik. Er bezeichnet die Darstellung einer Maschine in ihren zerlegten Teilen, die – neben der Veranschaulichung der Wirkungsweise des Ganzen – den Blick auf die einzelnen Teile und ihr Zusammenspiel freilegt. Nichts weniger als dies will *Literatur im März* in diesem Jahr versuchen: Die einzelnen Stimmen hörbar machen, die das Orchester der südafrikanischen Literatur bilden. Nachrichten senden, die sich zu einem Gesamtbild dieses Landes am südlichen Ende des afrikanischen Kontinents fügen. Einsichten bieten in eine sich in Transformation befindliche Gesellschaft, wie sie spannender nicht sein könnten.



Literatur im März

Südafrika – Neues von einem
anderen Ende dieser Welt

Südafrika ist noch immer ein Land im Umbruch. Von der Freilassung Nelson Mandelas, die das weitgehend friedliche Ende von fast fünfzig Jahren Apartheid einleitete, über die ersten freien und demokratischen Wahlen, die eine nahezu 350 Jahre währende Epoche der Unterdrückung und Fremdherrschaft beendeten, bis zur Arbeit der Wahrheits- und Versöhnungskommission unter Desmond Tutu, von Mandelas Vision der Nation des Regenbogens bis zu Mbekis Schlagwort einer afrikanischen Renaissance erinnern wir uns an viele Berichte. Sie stimmten hoffnungsfroh und wurden doch schon bald abgelöst von Meldungen, die mit einer hohen Aids-Rate erschreckten, in denen Cape Town und Johannesburg zu den Welthauptstädten der Kriminalität und Gewaltverbrechen erklärt wurden, Politiker sich schamlos die Diäten erhöhten, während für die Umsetzung der Wahlzusagen zur Verbesserung der Lebensbedingungen der ärmeren Menschen das Geld fehlte.

Wie sieht es also hinter dem Regenbogen aus? Worin erwacht die afrikanische Renaissance zum Leben? Was sind die Nachrichten des Jahres 2006 von diesem anderen Ende der Welt? Authentische Antworten vermag hier die Literatur zu geben, denn das Bild von Wirklichkeit und ihren inneren Zusammenhängen, das Kunst zu zeichnen vermag, ist schärfer und direkter als das über Medien vermittelte oder jenes, das die Wissenschaften zu bieten vermögen. Athol Fugard, der große Theatermacher Südafrikas, hat einmal in einem Interview anschaulich beschrieben, in welche Sinn- und Schaffenskrise ihn der Wegfall diverser Feindbilder gestürzt hat, bis er neue Themen und Inhalte für sich entdeckte. Es sind – nicht nur für ihn – die sozialen Konflikte, die hinter den Ideologien aufbrechen. Für andere Autoren wie Antjie Krog und Etienne van Heerden steht die Frage nach der Identität des Afrikaners im neuen Südafrika im Mittelpunkt. Zu den fünf großen Themen, die Nadine Gordimer für die afrikanischen Literaturen ausmachte (vorkoloniale Geschichte, die Geschichte der kolonialen Eroberung, die Unterschiede zwischen traditionellem Landleben und modernem Stadtleben, das Verhältnis zwischen der westlichen Welt und Afrika sowie der Befreiungskampf), kommen heute neue Themen und Formen hinzu.

Ein besonderes Augenmerk der *Literatur im März* wird auf die Dichtung gelegt. Das hat seinen Grund in der Tatsache, dass in vielen afrikanischen Gesellschaften Lyrik noch immer und weitgehend ungebrochen einen höheren Stellenwert besitzt als Dramatik und Prosa. Die Ursachen dafür sind vielfältig und reichen von der Nähe zur Tradition

der mündlichen Dichtung, in der sich vormals schriftlose Gesellschaften über sich und ihre Umwelt verständigten, bis zu den heute zu beklagenden Produktions- und Distributionsdefiziten im Feld der Literatur. Fragile Lyrik wird ebenso zu hören sein wie die neuen Gedichte von Keorapetse »Bra Willie« Kgositsile, einem der »großen alten« Männer der politischen Dichtung aus dem Umfeld des ANC. Mit Lesego Rampolokeng ist derjenige südafrikanische Dichter zu Gast, der sich als erster und in einer neuen Form (einer Mischung aus Dub und dem dithoko-Sprechgesang der seSotho) kritisch zu den Entwicklungen im unabhängigen Südafrika äußerte. Und mit Kgafela oa Magogodi und Lebogang Mashile werden wir zwei Vertreter einer jüngeren südafrikanischen Lyriergeneration begrüßen können.

Neue Prosa werden Mary Watson, Mandla Langa und Achmat Dangor vorstellen, dazu Zakes Mda seinen gerade in deutscher Übersetzung erschienenen Roman *Die Madonna von Excelsior* und Jonny Steinberg seine reportagehaften Texte in der Tradition der Autoren der berühmten Zeitschrift *Drum* der 50er- und 60er-Jahre, der in der Kunsthalle eine Fotoausstellung gewidmet ist. Neuigkeiten von einem anderen Ende der Welt kommen dazu noch in Form von Podiumsdiskussionen und Autorengesprächen, etwa über *den* Klassiker der südafrikanischen Literatur schlechthin, den Roman *Shaka Zulu* von Thomas Mofolo.

Auf ausnahmsweise sechzehn statt der sonst üblichen acht Seiten bietet dieser »doppelte« Hammer einen Ausschnitt aus einer Vielzahl der bei der diesjährigen *Literatur im März* erstmals auch in deutscher Sprache zugänglichen Texte und einen Überblick über das Gesamtprogramm. Weitere Informationen finden sich im bereits erschienenen Programmfolder sowie auf unserer Homepage www.alte-schmiede.at

Thomas Brückner und Walter Famler

Impressum: *Der Hammer* – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 12/2006
Redaktion und Mitarbeit: Walter Famler, Thomas Brückner, Mandla Langa, Ivan Vladislavic, Achmat Dangor, Mary Watson, Keorapetse Kgositsile, Lebogang Mashile, Kgafela oa Magogodi, Sandra Nalepka, Foto: Mandala Langa (privat).
Koordination: Marianne Schwach. Alle: A-1010 Wien, Schönlaterngasse 9. Telefon 0043(1)512 83 29 Fax 0043(1)513 19 629 e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at
Der Hammer 12 erscheint als Beilage zum Augustin, Nummer 176, März 2006.
Grafische Gestaltung: fuhrer



Mandla Langa

Mr. President

Das zwanzigste Stockwerk des Hotels Commodore ist weltbekannt. Dabei rührt sein weit verbreiteter Ruhm nicht von jenen selben Gründen her, die der Welt über die Mängel und die Vorzüge bestimmter Luxushotels offenbart werden. Der zwanzigste Stock oder besser, die Suite 2020 (oder noch genauer: das einstellbare Bett, das man mit verschiedenen Hebeln in diese oder jene Richtung drehen kann, so dass der darauf Lagernde die Aussicht von oben oder von der Seite her genießen kann, was man sich ungefähr so wie eine sinnreiche Verbesserung der Kojen in der ersten Klasse einiger Fluglinien vorstellen muss, bei denen Passagiere, die der Schlaf flieht, auf verschiedene Knöpfe drücken können und dann das erhabene Gefühl genießen können zu fliegen, während sie fliegen), diese Suite mit ihrem Bett also wird vor allem deshalb auf der ganzen Welt verehrt, weil Mr. President am 22. August, seinem fünfundfünfzigsten Geburtstag, aus dem Fenster dieses Zimmers herausah, wie sich die Stadt unter ihm ausbreitete und einen Augenblick kristallener Klarheit erlebte, der ihm, so sollten die Leute später behaupten, eine Vision bescherte. Und Visionen, so hat die Geschichte bewiesen, sind häufig genug der Ausgangspunkt der Erlösung oder ungeheurer, alles verzehrender Feuer.

Nun besagen die Gerüchte, dass der Blick von oben herab bei einer bestimmten Spezies religiöser Führer oder Propheten – und eine ganze Reihe der Oberen in der Politik betrachten sich als nicht gebührend gewürdigte Hüter der kollektiven Einsichten von Sehern und Wahrsagern – einen Wirbel widerstreitender Gefühle auslöst. In diesem Augenblick nämlich soll ein schwindelerregendes Machtgefühl mit Furcht und Zagen und der Wehrlosigkeit eines Neugeborenen zusammenprallen.

Mr. President – oder einfach nur President, was davon abhängt, wie nah sich der jeweilige Adressat dem Machtzentrum fühlt – lässt seinen Blick über die Menschen und den rastlosen Verkehr unter sich schweifen. Die Menschen dieses frühen Morgens sind auf Ameisengröße verkleinert und die vielfarbigen Fahrzeuge aller Formen und Größen gleichen Spielzeugen, die in hoch entwickelten Feuern geschmiedet worden sind. Ihr Schweigen ist schaurig und tröstlich zugleich, wie das mit all diesem Schweigen so ist. Abwesend fragt er sich verwundert, worin wohl das Schicksal des unbekanntenen Fußgängers (barfuss oder beschuht) oder Fahrers (in eleganter Limousine oder wertlosem Minibustaxi, das von Draht, Pflasterband und Gebeten zusammengehalten wird) besteht, der Bürger des Landes (die wütend über den eingebildeten Ausverkauf an Ausländer sind) oder der Ausländer (die von einer politischen Bewegung betrogen wurden, die sie unterstützten, bis das Blut in den Gassen floss, und die jetzt den Idealen, mit denen diese Bewegung sich einst brüstete, den Rücken gekehrt haben. Hier und da ist ein Kind zu sehen, das entweder vom Schicksal geschlagen oder mit Wohltaten überhäuft werden wird. Die Schule, zu der sich diese jungen Menschen auf dem Weg befinden oder die sie schwänzen, wird entscheiden, ob diese Kinder für die Zukunft gerüstet oder ob sie auf immer und ewig gebrandmarkt sein werden, ob ihnen prächtige Ehrungen zuteil werden oder ob sie dazu verdammt sein werden, in Minenschächten und Schlackebergen ein Sklavendasein zu führen. Während er so auf sie, die Geseg-

neten und die Verdammten, die zum Untergang Verurteilten und die Erlösten, hinabschaut, fragt er sich, ob er, der Mr. President, in ihren Gedanken, Träumen oder Alpträumen, überhaupt eine Rolle spielt. Und mit einem Mal fällt ihm wieder ein, was sein verstorbener Vater (der erste Präsident und Vater der Nation) über die Gefühle der Männer und Frauen gesagt hat, und er lacht grimmig vor sich hin: »Wie gütig und rechtschaffen du auch sein magst«, hatte sein Vater ihm auf dem Totenbett mit auf den Weg gegeben, »die Leute werden nach deinem Untergang trachten. Sie werden dich mit ihrem Lächeln blenden, hinter dem sie ihren lüsternen Blick verbergen. Vertrau ihnen ums Verrecken nicht.«

Was Mr. President jedoch nicht wusste, war, dass die Menschen, die da unten das Pflaster traten oder sich mit Hilfe der komplexen Mechanismen ihrer Fahrzeuge durch den Verkehr manövrierten oder auch die Vereinzelten, die langsam vor sich hin gingen oder jene, die sich, so abwegig es sich auch anhören mag, an die Geschwindigkeitsbegrenzung hielten, fast ohne Ausnahme dem Schicksal ihres Führers gegenüber gleichgültig waren. Da Mr. President überall und nirgends zu finden war, war es ihnen leichter, wenn sie ihn in den Bereich der Mythen verbannten, anstatt ein lebendiges Wesen in ihm zu sehen. Mr. President schaut überlebensgroß von Reklametafeln und Postern herab und ist auf diesen bunt bebilderten Scheinen zu sehen, die die Leute als »Spiegel« bezeichnen. Auch über die elektronischen Medien kann man ihn hören und sehen, über Radio und Fernsehen, und die Zeitungen, die regelmäßig Bilder von ihm abdrucken, wenn er an den unterschiedlichen Konferenzen teilnimmt, an einem exotischen Ort Truppen inspiert oder irgendwo seinen kampfbereiten oder gepriesenen Artgenossen umarmt, verleihen seinen Worten die Weihe der Unsterblichkeit. Doch ungeachtet welcher Art die Darstellung ist, das einzig Lebendige an ihm ist der präsidiale Blick, der einem zu folgen scheint, wo immer man hinsieht. Seine Gegenwart wahrzunehmen würde demzufolge nichts anderes sein, als befasste man sich mit der Frische oder Verbrauchtheit der Luft, die wir atmen, denn auch diese ist so sehr Teil von uns und der Welt, in der wir leben, dass es verzeihlich ist, wenn wir sie als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Und niemand – lebe er nun in den Klauen der Verzweiflung oder im Hochgefühl der Inspiriertheit – träumt von der Luft.

An diesem Morgen aber scheint er zum ersten Mal überhaupt die Besonderheit des Landes und des Volkes, an dessen Spitze er steht, wahrzunehmen, ungefähr so, wie ein Schläfer nach einem betäubten Schlaf aufwacht und Geräusche wie Farben doppelt deutlich wahrnimmt. In diesem Augenblick des Erwachens erkennt er, dass sich die Welt, während er schlief – in einer Stellung, von der die Prediger behaupten, sie sei eine Einübung des Todes – ohne ihn weitergedreht hat. Die ganze Nacht über rumpelten die Maschinen in den Fabriken; auf dem breiten Fluss, den er in der Ferne sehen konnte, wie er sich durch die Landschaft schlängelte, bis er im Dunst eins mit dem Horizont wurde, waren Boote und Kähne unterwegs, angetrieben von Motoren, Dampfmaschinen oder Turbinen, und ermöglichten die Reise überall dorthin, wo Geld zu machen war. Die Einsicht, dass er, wenn er fest schläft und träumt, nicht anders als all die Männer und Frauen ist, die da unter ihm hin und her laufen, und dass er, der Mr. President, in jenem winzigen Augenblick, da Körper und Geist die bewusste Kontrolle aufgeben, auch nur ein verletzlicher Fünfundfünfzigjähriger ist, bereitet ihm leichte Kopfschmerzen. Ein solcher Schmerz ist eine der wenigen Schwächen, die er sich erlaubt.

Er überlegt, ob es etwa dieses Erwachen im Morgengrauen ist, das zu seinem Kopfschmerz beiträgt, oder ob es vielleicht doch eher die



harte Einsicht ist, dass er auch nur ein Mensch und gar nichts Besonderes ist. Denn eigentlich erwacht er pünktlich wie ein Uhrwerk zu dieser Stunde. Von der Zeit an, als er zur Schule ging, durch all die berauschenden Jahre des Kampfes und der langen Tage und Nächte von Liebe und Krieg, war Mr. President (auch wenn er damals noch gar nicht Präsident war) immer zu dieser Stunde aufgewacht. Diese Stunde (die nicht einmal ein besonderer, chronologisch messbarer Teil wissenschaftlich berechenbarer Momente war, so dass wir hochschnellen und sagen: »Auf gehts, es ist sechs!«) gab es nicht auf einer richtigen Uhr, einem Chronometer. Vielmehr tickte sie – und tickt noch immer – irgendwo in seinem Kopf und galvanisiert seinen schlummernden Leib ins Erwachen. Der Wecker, so scheint es, fängt zu klingeln an, sobald sein Körper fünf Stunden ausgeruht hat. Oder auch, um ganz genau zu sein, dreihundert Minuten. Dadurch ist der Präsident natürlich der Alptraum aller Botschaften im Ausland (vor allen Dingen in jenen Ländern, in denen die Zeit so kostbar ist, dass junge Unternehmer im Pay-TV aufgefordert werden, Vorschläge für unangreifbare Zeitschienen zu unterbreiten), weil das Protokoll Botschafter und High Commissioner (sein Land ist Mitglied des Commonwealth) zwingt, sich um ihn zu kümmern und sicherzustellen, dass sie die ersten Menschen sind, die er am Morgen zu Gesicht bekommt (und ›Morgen‹ definiert sich punktgenau nach fünf Stunden präsidialen Schlafes), und die letzten, bevor er sich zurückzieht. Der ›Fünfstundenmann‹, so nennen ihn die Diplomaten hinter seinem Rücken. Die Frauen, die seinen Spitznamen natürlich anders verstehen, wundern sich, wie Frauen das im Hinblick auf Männer immer tun, halten aber ihre Neugier in einer Gruft unter Verschluss, die sich hinter ihren Augen befindet, oder in der heißen und unerreichbaren Kammer ihres Herzens. Das Wissen des Präsidenten, dass Männer in den Augen der Frauen immer so vertrauenswürdig sind wie Jugendliche, denen man auf dem Rummel den Schießstand erlaubt hat, macht ihn matt. Dieses Wissen vermochte ihn nicht von den Deutungen seines Geburtstages zu erlösen: sein Tierkreiszeichen war Leo, der Löwe. Alles Lebendige, das zur Familie der Katzen gehört, lässt sich ganz leicht mit astralen Höhen oder abgründigen Tiefen verbinden. Durch die Geschichte hindurch waren Führer, die das katzenhaft-tückische Totem verwendeten, immer dazu verdammt, auf katzenhafte Gnade zu verzichten und die unaussprechliche Seite einer Katze hervorzukehren (oder zumindest anzudeuten, dass sie dazu in der Lage waren). Zondi war also, zusätzlich zu seinen anderen Spitznamen, sowohl als *ibhubesi*, der Löwe, bekannt, oder als dessen entfernter Verwandter aus der Familie der Katzen, *ingwe*, der Tiger.

Er liegt ganz still. Vom Bett aus blickt er sich um und denkt, dass die Designer von Hotelsuiten ganz bestimmt von der Philosophie beeinflusst sein müssen, der zufolge solche Unterkünfte die Illusion des heimischen Komforts vorgaukeln und gleichzeitig der Versuchung entgegenwirken müssen, die Einrichtung – mithin den Besitz des Hotels – als das eigene Eigentum zu behandeln. Die Vasen sind aus verboten teurem Porzellan gemacht, das in Öfen auf der anderen Seite des Erdballs gebrannt wurde und so zerbrechlich ist wie die morgendliche Erinnerung an einen unmöglichen Traum. Die markenfreien Schokoladenstückchen aus den ausgefallensten Konfiserien, die auf den Kopfkissen

liegen und denjenigen, der sie verzehrt, in einen angenehmen Schlaf geleiten sollen, sind in seidig knisterndes Papier gewandet und scheinen den Gedanken bestärken zu wollen, dass es die Welt der Einbildung wirklich gibt. Irgendwie weiß der Gaumen um die Gefahren, sich dieser verführerischen Süße hinzugeben. Da er dem Land eine beispiellose Enthaltensamkeit auferlegt hat, fühlt sich Mr. President, angesichts der opulenten Lampenschirme, die das Licht dämpfen und den Eindruck verstärken, die Suite würde im Land des Unerreichbaren liegen, ein wenig vom schlechten Gewissen geplagt. In einer Ecke hockt ein Tisch aus Mahagoni. Sein Holz ist zu solchem Glanz poliert, dass die Leuchter, die an der Zimmerdecke angebracht sind, ihr Licht von dem glänzenden Edelh Holz zu erhalten scheinen. Auf dem Schreibtisch liegen – in geordneter Unordnung – Papiere, Briefe, willkürlich aufgenommene Notizen: Reminiszenzen, an denen Mr. President für gewöhnlich bis in die späten Nachtstunden arbeitet, und über denen er mitunter sogar seine selbstverhängte Fünf-Stunden-Schlaf-Pflicht vergisst. Das geprägte Siegel und der Briefkopf sind mit filigranen Gold- und Silbermustern überladen verziert. Sie dienen dazu, das Papier, das Trägerelement, unendlich wertvoller erscheinen zu lassen als die Gedanken, die darauf in sorgfältiger, doch unbewusst ausschweifender Schrift übermittelt werden. Alles – die Tapete, der Teppich, der an die Üppigkeit des Dschungelunterholzes erinnert, die Bettbezüge und die Pyjamas, die er trägt – ist in Lila gehalten. Sogar das Parfum, das sicherheitsgeprüfte Zimmerjungen versprühen (die, nebenbei, in Kleidern daherkommen, die von den Näherinnen so gestaltet wurden, dass sie teilweise an Apfelblüten erinnern) trägt den unverwechselbaren Duft gärtnerischer Exzesse. Seinen Ohren schmeichelt das ferne Tschilpen von Vögeln und das Summen von Insekten. Diese Geräusche, verursacht von den Bewohnern eines echten Obstgartens, der auf dem Hoteldach angelegt

Der ›Fünfstundenmann‹, so nennen ihn die Diplomaten hinter seinem Rücken. Die Frauen, die seinen Spitznamen natürlich anders verstehen, wundern sich, wie Frauen das im Hinblick auf Männer immer tun, halten aber ihre Neugier in einer Gruft unter Verschluss, die sich hinter ihren Augen befindet.

worden ist, bilden den Gegenpol zur Stille im Schlafzimmer, diesem riesigen Raum, den nacheinander bedeutende Männer und Frauen bewohnt haben, von denen jede und jeder bestrebt war, ihm einen persönlichen Stempel aufzudrücken. Ein Unterfangen so fruchtlos, als versuchte man, die Konturen der Wellen einer Flut zu ändern. Gattinnen von Staatsoberhäuptern haben (denn diese Suite wurde von früheren Führern auf dem Weg zum oder vom höchsten Amt im Lande benutzt) Dekorationen hinterlassen, und Innenarchitekten haben daran ein Vermögen verdient, doch zog die Vergänglichkeit der Bewohner immer gegen die Dauerhaftigkeit einer lebenslangen Ausstattung den Kürzeren.

Ungeachtet der Unannehmlichkeit, die der erzwungene Aufenthalt in dem Hotel bedeutet, Mr. President befindet sich am Ende seiner



zweiten und damit letzten Amtsperiode. Als Macher – er ist mehr der oberste Verwaltungsangestellte des Landes als ein nationales Artefakt, um das sich Zeremonien ranken – kann er völlig berechtigt in dem Wissen baden, dass er sein Bestes gegeben hat und sich also auch in Frieden in den Ruhestand zurückziehen kann. Mal abgesehen von seinen Kopfschmerzen. Kopfschmerzen sind ihm nichts Neues: der jetzige ist, so erinnert er sich mit einem Anflug von Schuldgefühl, die Quitting dafür, dass er sich der honigsüßen Versicherung des ungarischen Botschafters gebeugt hat, dass ein weiterer kleiner Palinka – der beißende Kirschkirschpflaumenschnaps – keine Nachwirkungen haben würde, überhaupt keine! Du musst doch ein Loch im Kopf gehabt haben, dem das zu glauben, grübelt der Präsident. Tja, berichtet er sich, während er die Zähne zusammenbeißt, weil in seinem Kopf ein Presslufthammer losrattert, ich habe ein Loch im Kopf.

Mit einer fließenden Bewegung steht er auf und dreht das Radio neben dem Bett lauter. Er schläft immer bei eingeschaltetem Radio. Und er stellt es nachts auch kaum leiser, wenn er die Mattigkeit spürt, mit der sich der Schlaf ankündigt. Zwanghafter Nachrichtenhörer, der er ist, dreht er jetzt am Senderlauf und sucht einen Sender, irgendeinen Sender in irgendeiner Sprache, denn er, der Mr. President, spricht fließend acht der zwölf offiziellen Sprachen seines Landes, einschließlich der Zeichensprache. Manchmal, meistens nach Mitternacht, vergisst er, die Lautstärke herunterzudrehen, und das hat zur Folge, dass das Radio die ganze Nacht brüllt und mit statischen Geräuschen knistert und das Auf und Ab der rastlosen Welt mit seinen Träumen vermengt. Irgendwie wünscht er sich, dass sein Leben und seine Weltsicht der Menschheit über die Ätherwellen kundgegeben würden und einen angemessenen Einfluss auf die Entscheidungen blutrünstiger Tyrannen und ähnlicher Eitergeschwüre ausübten, die den Planeten gerade mit allgemeinem Chaos und Verwüstung überzogen. Eines aber weiß er gewiss, und das verbindet die Kriminellen mit den verschiedenen anderen Gesetzesbrechern – von den Niedrigsten der Niedrigsten, die arglosen Matronen die Taschen entreißen, bis zu den Halsabschneidern der Korporationen, die auf den Stühlen der Mächtigen sitzen und Millionen aus den Staatstruhen entwenden – sie sind allesamt keine Nachrichtenjunkies. Verbrechen und ähnliche Untaten rufen nämlich eine ausgesprochene Selbstbezogenheit hervor.

Mr. President nimmt einen Schluck aus einem Becher voll warmen, schwarzen und ungezuckerten Kaffees, der sechsenddreißig Minuten zuvor von einem dienstbaren Geist in lila Kleidern hereingebracht worden war, und lauscht abwesend der kultivierten Stimme des Nachrichtensprechers, der einen Katalog heroischer und feiger, gieriger und temperamentvoller Taten herunterrasselt, die von Männern wie Frauen innerhalb wie außerhalb seines hübschen Landes begangen worden sind. Nichts Neues hier, denkt Mr. President. Seine Hand greift nach dem Bademantel, bleibt aber genau in dem Augenblick bewegungslos in der Luft schweben, da der Nachrichtensprecher leiser werdend sagt: »Und der Junge ist immer noch traurig.«

Trotz der Tatsache, dass die Leitartikel der von der Opposition bestochenen Tageszeitungen ihn gern als »ausgesprochen reizbar« bezeichnen, vermag Mr. President ein Ausbund an Selbstbeherrschung zu sein. In dieser Hinsicht herrscht bei seinen Feinden (und die zählen Legionen, einschließlich einer Auswahl seiner Freunde) wie bei seinen Freunden (und er hatte einige, einschließlich einer ansehnlichen Zahl Feinde) darüber Übereinstimmung, dass er ein Mensch ist, für den das Wort »gleichmütig« erfunden worden ist. Trotzdem spürt Mr. President heute, oder besser, heute Morgen, wie irgendwo in ihm eine blin-

de Wut aufsteigt. Sie steigt mit einem Zisch! warmer Luft in ihm auf, knabbert an den Zehen seiner nackten Füße, bevor sie sich ihren Weg seine Beine hinauf bahnt, aufsteigt, seinen Körper zu umhüllen und schließlich einen sengenden Stoß stinkenden Atems auf sein Haupt entlädt. Sein Leibarzt, den Mr. President ab und an aufsucht, um den Blutdruck prüfen zu lassen, warnt ihn immer wieder: »Hören Sie mit dieser Kaltblütigkeit auf!« Der einzige Mensch, der Mr. President sagen darf, irgendetwas zu unterlassen, sagt immer: »Regen Sie sich mal über ein paar Dinge auf. Werden Sie wütend, hauen Sie jemandem auf die schnozzle.« Mr. President konnte dem Arzt nicht sagen, wie oft er sich gerade noch hatte bremsen können, während der Fragestunde der Opposition im Parlament über den Parkettboden zu gehen und der Opposition oberstem Führer eine in die Fresse zu hauen. Dabei war es nicht so sehr das, was der Opposition oberster Führer (der, in einem Land, das von Akronymen überschwemmt war, nur DOOF genannt wurde) sagte, als vielmehr die Art und Weise, in der er etwas äußerte: mit jener hochmütig geschürzten Lippe und gestochen scharf getrennten, kultivierten Silben, die stark an die britische Aristokratie gemahnten.

Und der Junge ist immer noch traurig, wiederholt der Sprecher. Mr. President hört dies und kocht vor Wut, doch beschließt er, dass die Traurigkeit nichts weiter als eine Anklage seiner Armbanduhr ist. Sie ist ein weiterer Versuch seiner Feinde, die Bevölkerung aufzustacheln und gegen ihn aufzuhetzen. Wie sollte ein Zwölfjähriger auch so an einer toten Ikone hängen, dass seine Traurigkeit Legende wird? Und wer ist eigentlich dafür verantwortlich, dass Mbzenis Leichnam immer noch zur Schau gestellt wird? In diesem Behelfsmausoleum, das mit Sicherheit tagtäglich tausende Trauernde (sprich: Umstürzler) anzog? Er schaltet das Radio ab. Als er zur Tür hinübergeht, hinter der er – so regelmäßig wie ein Uhrwerk, es sei denn, es gelte einen Staatstreik abzuwehren – den Kommandeur der VIP Emergency Reaction Services (kurz VIPERS, noch ein Akronym, ha), einer Einheit zu Diensten des Präsidenten, begegnen wird, lässt ihn das Bild im Spiegel erstarren. Er schneidet dem Abbild, das ihn anstarrt, eine Grimasse, den spöttischen Brauen und den neugierig aufgerissenen Augen, und hofft, denn immerhin ist dies ein Land, das so viel in die Sicherheit zu investieren gezwungen war, um den Einfluss des vorherigen politischen Regimes zunichte zu machen, dass es hier keine versteckten Kameras gibt, die jede seiner Bewegungen überwachen, und reibt sich dann die Wangen, als wollte er sie auf die Schneide des Rasierapparates vorbereiten. In seinen eigenen Augen entdeckt er, was Kameras wie Cliques, die allerlei Herrschern folgen, (wenn sie sich selbst gegenüberstehen) nicht wahrnehmen, sowie – so sie noch nicht in routinierter Tyrannei untergegangen sind – die Sehnsucht nach jenem ganz privaten Augenblick innezuhalten und sich zu fragen: »Wer bist du eigentlich?«



Auszug aus *Lost Colours of the Chameleon*

Aus dem Englischen von Thomas Brückner

© Mandla Langa/Thomas Brückner

MANDLA LANGA, geboren 1950 in Durban, Studium an der University of Fort Hare. Ab 1976 im Exil. Kulturvertreter des ANC in Westeuropa und Großbritannien, nach der Leitung von africa95 in London Rückkehr nach Südafrika. Arbeit für das südafrikanische Fernsehen, Beratertätigkeit für die südafrikanische Regierung. Mandla Langa publizierte bislang vier Erzählbände, zuletzt erschien auf englisch *The Memory of Stones* (2000) und auf deutsch die Erzählung *Der Klub der Kahlköpfe* (in Thomas Brückner et al.: *Hinter dem Regenbogen. Geschichten aus Südafrika*, 1997)



Ivan Vladislavic

The Exploded View

Sie gingen zum Auto zurück. Egan holte den Bebauungsplan heraus, der auf dem Rücksitz lag, und rollte ihn auf der Motorhaube aus. Mazibuko hielt die Ecken mit seinen dicklichen Fäusten nieder, und gemeinsam brüteten sie nun über dem Plan, verfolgten die Verzweigungen des Wasser- und Abwassernetzwerks, des Stromversorgungsnetzes, der Grenzzäune. Während sie sich unterhielten, markierte Egan den Baufortschritt auf dem Plan mit einem Filzstift. Sie hatten zufällig an einer richtig guten Stelle angehalten, dachte er, an einem Hang am Rande des bebauten Geländes, hinter dem sich das offene Land sacht hinab zum vlei senkte. Von hier konnte er ganz genau einsehen, wie weit sie mit den Straßen und der Stromversorgung gekommen waren.

»Dort unten stehen die neuen Häuser, von denen ich Ihnen vorhin erzählt habe.«

Egan versah die entsprechenden Blöcke mit blauen Filzstiftkreuzen. Er machte Punkte für die jüngst aufgestellten Telefonmasten und verfolgte den Verlauf der neuen Straßen. Dort waren die Probleme absehbar, das sah man aus einer Meile Entfernung, sie bauten zu dicht an der Flutlinie. In der Ferne konnte er die Schächte für die letzten Kanalisationsgräben sehen, neben denen die Rohre aufgereiht lagen.

Sie hatten bereits eine Weile miteinander geredet, als ihm bewusst wurde, dass sich eine kleine Menschenmenge um sie versammelte. Die übliche Mischung aus Frauen und Kindern mit ein paar männlichen Einsprengseln, den Alten und Gebrechlichen, den Arbeitslosen. Irgend etwas legte sich um seine Brust und verging wieder. So lange Kinder und Frauen in der Mehrheit waren, fühlte er sich sicher. So lächerlich das auch war.

Mazibuko ließ den Plan los, und dieser schnellte auf der Motorhaube zu einer Rolle zusammen.

Egan rollte ihn wieder auseinander und klemmte eine Seite unter einem Scheibenwischer fest. Mazibuko hatte sich umgedreht, um mit jemandem aus der Menge zu reden, mit einer ungewöhnlich dicken Frau, die wild gestikuliert und mit den Armen in der Luft wedelte. In der Luft verbreitete sich ein eigenartiger Geruch, eine atemberaubend vertraute Süße, die Egan als Johnsons Babypuder identifizierte. Er stieg von der Fetten auf, aus den feuchten Ärmeln ihres mit Blumen bedruckten Kleides und verkörperte so etwas wie die Fleischwerdung ihres Ungestüms.

Er überließ den Bauplan sich selbst, der sich sofort wieder zusammenrollte, und wandte sich an Mazibuko: »Worum gehts denn?«

»Sie beschwert sich über ihr Haus. Sie sagt, dass nichts daran richtig sei. Gar nichts.«

Mazibuko klang halbwegs belustigt, Egan aber rutschte das Herz in die Hose. Es war immer das gleiche. Wohin man in den Townships auch kam – das heißt, so durfte man sie ja mittlerweile nicht mehr nennen – in den früheren Townships also, in den Schwarzengebieten, sobald die Leute jemanden mit einer Klemmmappe oder einer Blaupause sahen, glaubten sie, dass er Beschwerden aufnehme. Und davor wegzulaufen machte keinen Sinn. Davon hatte ihn der Junior Planner überzeugt, der ihn bei seiner letzten Tour durch Mpumalanga gefahren hatte. Das beste wäre, den Leuten zuzuhören. Das gäbe den Einwohnern das Gefühl, dass ihre Probleme ernst genommen würden, und die Ratsmitglieder hätten die Möglichkeit, ihnen teilnehmend zuzuhören. Dadurch wäre es eine für beide Seiten nutzbringende Situation, meinte er. Das könnte selbst für Egan, Gessing & Malan, Berater für Sanitärtechnik, vorteilhaft sein. »Vielleicht können ja Sie sogar was von den Leuten lernen,

die Ihre Produkte tatsächlich verwenden.«

»Wir stellen keine Toilettensitze her. Wir sind für die Kanalisation zuständig. Wir sind Ingenieure, nicht solche Scheißklempner.«

Doch der Planungsbeamte war hartnäckig geblieben. »Dann sehen Sie's halt als Beziehungsarbeit mit der Öffentlichkeit.«

»Wir haben keine Beziehungen zur Öffentlichkeit, wir haben Beziehungen mit Stadtverwaltungen.«

»Dann stellen Sie sich eben vor, Sie leisteten ihren Teil zur Versöhnung.«

Das schien immer das Ende jedweder Auseinandersetzung zu sein. Versöhnung. Ein Konversationsblocker.

Die fette Frau stampfte mit dem Fuß und wirbelte eine Staubwolke auf.

Das schien immer das Ende jedweder Auseinandersetzung zu sein. Versöhnung. Ein Konversationsblocker.



»Was will sie?«

»Sie will, dass wir uns ihr Haus ansehen.«

Egan machte sich nicht einmal die Mühe, darüber zu diskutieren. Er schob den Bebauungsplan durch das Fenster in das Auto zurück, holte seine Aktentasche heraus – man musste ja bestimmte Versuchungen nicht noch fördern, und außerdem machte es einen offizielleren Eindruck – und folgte der Frau und Mazibuko zu ihrem Haus. Als er durch das Hoftor trat, hörte er ein Schwappen in der Tasche. Die Flasche Johnnie Walker, die er für Louis Bhengu mitgebracht hatte, als Geschenk verpackt, samt einer Karte, die an den Stadtdirektor adressiert war. Er durfte nicht vergessen, sie Mazibuko mitzugeben, damit er sie an seinen Chef weitergab.

Die Frau öffnete die Haustür und ging hinein. Mazibuko blieb auf der Schwelle stehen, lehnte sich ein wenig vor, schaute hinein, nach links und rechts wie jemand, der an einem Zebrastreifen steht, und folgte ihr.

Egan hielt inne. Um ihn drängte sich eine kleine Menge von Frauen und Kindern. Durch die Hauswand lief ein Riss, der so breit war, dass man hindurchsehen konnte. Er begann im Fundament, am unteren Ende des Türrahmens, zog sich über die linke Ecke des Türsturzes und dann zickzackförmig hoch bis zu den Dachsparren, wo er unter dem Sims verschwand. Der Überhang war zu gering, stellte er im Vorbeigehen fest, und Dachrinnen gab es auch keine. Früher oder später bekamen die hier Schwierigkeiten mit dem Regenwasser. Wie aber konnte in einem Neubau so ein Riss auftreten? Auf der roten Erde am Fuße der Hauswand waren immer noch frische Spritzer der Tünche zu sehen, die leuchtend im Staub lagen wie Spielsteine eines Brettspiels, inmitten der Klumpen teigigen Mörtels, die aussahen, wie mit den Sandbackformen aus dem Kindergarten gemacht und vom Hausbau übrig geblieben waren. Er würde erklären müssen, dass ihn Wände und Fußböden und Türen nichts angingen. Ein Kind zerrte am Schloss seiner Aktentasche herum, als sei Daddy aus dem Büro nachhause gekommen und habe ihm die versprochene Überraschung mitgebracht, so dass er sich jetzt wünschte, er hätte die Aktentasche im Kofferraum gelassen. Sie bewirkte, dass er sich töricht vorkam. Sie würden erwarten, dass er sie aufmachte. Vielleicht sollte er der fetten Frau die Flasche Whisky geben; das wäre doch ein neuer Anfang.

Er trat ein. Das Wohnzimmer war dunkel und voll gestellt. Er sah, dass das Fenster zur Hälfte von einer Anrichte verdeckt wurde, einer riesigen Anhäufung von beigefarbenem Furnierholz und silbrigen Verzierungen, die ein wenig Ähnlichkeit mit einem Fahrzeug hatte, einem Laster, der am Ende des Zimmer geparkt worden war. Stühle in puderblauem Baumwollsamt, ein altmodischer Teetisch mit Tatzenfüßen, die sich muskulös dehnten, ein verchromter Lampenfuß, eine Vase in Schwanenform. Der Tisch sah aus, als wollte er ihn gleich anspringen.

Die fette Frau schritt das ganze Zimmer ab, stieß krachend an die Möbel und brachte sie zum Schwanken. War das ein Auftritt. Und in diesem Augenblick, als sei in seinem Kopf ein Blitzlicht gezündet worden, drückte der Fotograf, der in der Tür gegenüber stand, den Auslöser und geriet schlagartig in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

Was macht der denn hier? Egan zwinkerte, bis er wieder klar sehen konnte: Bemerkte jetzt, dass das Sofa im dunkelsten Winkel des Raumes belegt war: zwei Männer, beide bärtig, beide in schwarzen Lederjacken.

Mazibuko hatte sich hingehockt und redete mit ihnen. Sie mussten die ganze Zeit hier gewartet haben.

Mazibuko winkte ihm zu, sich zu ihnen zu gesellen, und die beiden Männer erhoben sich. Ramaramela und Marakabane, Vorsitzender und Schatzmeister der Einwohnerversammlung. »Gute Leute«, flüsterte Mazibuko ihm verstohlen zu. Für Egan sahen sie einander ziemlich ähnlich. Vielleicht Brüder. Aber in dem Fall hätten sie doch sicher den gleichen Namen? Wahrscheinlich lief es wieder auf seine übliche Schwäche hinaus: er hatte kein gutes Personengedächtnis. Für Namen auch nicht. Er wollte sich merken, dass Ramaramela einen Talisman in der Form eines Tieres um den Hals trug. Während sie einander die Hände schüttelten, mit dem üblichen Daumenschnipser am Schluss, der in ihm immer das Gefühl auslöste, er wäre noch ein Schuljunge und spielte Detektiv, kroch der Mann mit dem Fotoapparat näher heran und das Blitzlicht flammte erneut auf.

»Was soll das?«

Ist ihr noch nicht in den Sinn gekommen, dass sie vielleicht zu fett für dieses Haus ist? Und ist es nicht trotzdem besser, hier als in einer Bruchbude zu wohnen? Muss man sie wirklich erst daran erinnern, wie ein richtiges Scheiß-Haus aussieht?

»Naja, sie machen einen Beitrag zur Wohnungsproblematik. Zur Übergabe.«

»Und wer genau?«

»Einen Augenblick, bitte.« Mazibuko wandte sich ab und sah zu, wie die fette Frau vorwärts und rückwärts durch eine Tür ging, um Türpfosten herumlugte und pausenlos ihre Bemerkungen dazu abgab. Aus dem ganzen Wortschwall sprang ein Wort immer wieder deutlich hervor: Scheiße! So verbittert hervorgebracht, mit derartiger Betonung, dass es fast schon wieder komisch wirkte und Egan ein Lachen unterdrücken musste.

»Mrs. Ntlaka meint, die Türen seien zu schmal.« Als Mazibuko ihm diesen Satz ins Ohr sagte, roch Egan den Alkohol in seinem Atem.

Mrs. Ntlaka erschien wieder auf der Bildfläche, diesmal mit einem Strohhesen. Mit dem Stielende klopfte sie gegen das Dach, ein kleiner Staubsturm ging hernieder, der Fotoapparat blitzte, sie sagte mehrmals „Scheiße“, so als spie sie Obstkerne aus, verschwand durch die Tür und krachte dabei von Pfosten zu Pfosten wie ein Medizinball.

»Sie beklagt, dass es keine Decke gibt.«

»Verstehe.«

»Gehen wir ihr nach.«

Mazibuko fasste Egan am Ellbogen und geleitete ihn in das angrenzende Zimmer.

Zwei zusammengeschobene Betten. Königinnengröße, dachte Egan bei sich. Ein Ankleidetisch voll mit glänzenden Dingen, Flaschen und Tiere, eine Porzellanfrau mit einem Sonnenschirm, noch mehr Schwäne. Es blieb nicht viel Raum hier drin, um weiter auf und ab zu gehen, aber Mrs. Ntlaka schaffte auch das und erschütterte das Zimmer in seinen Grundfesten, warf ihre zitternden Arme in die Luft als wollte sie sie loswerden, fest entschlossen zu beweisen, dass sie nicht in ihr Haus passte. Wollte sie vielleicht etwas umstoßen? Würde sie so weitermachen,



bis sie eins dieser hässlichen Entlein zu beweiskräftigen Scherben zer schlagen hatte?

»Scheiße«, erklang es erneut schallend. Sie hatte ganz offenkundig kein Gespür für die Macht der Kraftausdrücke. Statt des bühnenreifen Ungestüms hätte sie genauso gut etwas ganz harmloses sagen können. »Defekt« zum Beispiel. Die Widersinnigkeit der Situation hatte Mazibuko ein Lächeln auf die Lippen gebracht, ein Anflug von Mitgefühl. Der Mann mit dem Fotoapparat bewegte sich dankbar und energiegeladener durch das Zimmer, hob das vorsintflutlich aussehende Ungetüm mit seinem großen, silbernen Salatschüsselblitzgerät hoch, schwenkte es um Mrs. Ntlaka herum wie ein Untier, das mit seinem Rüssel kommuniziert. Wie sonderbar das alles ist, dachte Egan bei sich, diese altmodische Technik ließ einen immer an Küchen oder Insekten denken.

Egan nahm sich Mazibukos Hinweis zu Herzen und runzelte angestrengt die Stirn. Unsinnige Gedanken schossen ihm durch den Sinn. Wenn es ihr so schlecht geht, wenn sie so sehr leidet, warum zum Teufel ist sie dann so fett? Ist ihr noch nicht in den Sinn gekommen, dass sie vielleicht zu fett für dieses Haus ist? Und ist es nicht trotzdem besser, hier als in einer Bruchbude zu wohnen? Muss man sie wirklich erst daran erinnern, wie ein richtiges Scheiß-Haus aussieht? Er sollte ihr einen Vortrag über die Segnungen halten, deren sie teilhaftig geworden war, und darüber, dass sie abnehmen sollte. Doch der Fotograf lungerte herum, schwirrte nach draußen und surrte wieder herein, versuchte, ein Motiv zu finden. Also schluckte Egan seine Wut herunter. Fraß wieder mal Scheiße. Jetzt funktionierte der Blitz nicht. Mrs. Ntlaka, die gerade sehr effektiv aus dem Zimmer stolz war, kehrte zurück, stolzierte wieder hinaus und war bei diesem zweiten Mal sogar noch besser als beim ersten.

»Sie müssen hier drüben sein.«

Mazibuko packte Egan erneut am Ellbogen, doch dieser schüttelte ihn ab, und im Gänsemarsch gingen sie durch den Korridor. Waren die beiden etwa miteinander verwandt? ging es Egan beim Anblick des molligen Hinterns des kleinen Mannes vor ihm durch den Kopf. Mazibuko und Mrs. Ntlaka waren auf ein und dieselbe Weise fett, ihre Leiber beulten sich an identischen Stellen. Es würde ihn nicht überraschen, wenn sich herausstellte, dass sie Bruder und Schwester waren. Die Tür am Ende des Korridors öffnete sich: die Toilette. Mrs. Ntlaka ließ sich auf dem Toilettensitz nieder und wollte demonstrieren, was damit nicht in Ordnung war. Egan aber benötigte, obwohl er kein Klempner war, keine Vorführung. Die Toilette war zu hoch. Statt direkt auf den Fußboden, hatte man die Toilette auf eine Zementplatte gesetzt. Der Sitz befand sich nun etwa in der Mitte des Oberschenkels eines Mannes, der so groß war wie er selbst. Was, um Himmels Willen, hatte sich der Bauunternehmer dabei gedacht? Diese Toilette war für einen Riesen gemacht, einen von diesen amerikanischen Basketballspielern. Shaquille O'Neal. Shaq Attack. Mrs. Ntlaka hockte auf der Toilette. Ihre Füße baumelten in der Luft. Sie hatte die gleichen unverhältnismäßig klei-

nen Füße wie Mazibuko, die in den gleichen plumpen Schuhen steckten, Schuhen eines Schuljungen, feste, braunlederne Schnürschuhe. Wie hatte Mazibuko gesagt? Ein Thron am Ende des Korridors ... Sie sah kaum königlich aus. Eine Königin auf dem Nachtstuhl.

Mazibukos Hand drückte sich Egan ins Kreuz und drängte ihn vorwärts. Er quetschte sich in den schmalen Spalt neben Mrs. Ntlaka. Seine Hand ruhte auf dem Spülkasten. Mazibuko zwängte sich auf der gegenüberliegenden Seite neben Mrs. Ntlaka. Der Raum roch nach Talkumpuder und Rosen. Der Rosenduft kam aus einem gehäkelten Pudel auf dem Fensterbrett. Ein Klopapierrollenhalter. Die dick geblähten Körperteile des Hundes mussten mit Potpourri ausgestopft sein. Ramaramela und Marakabane drängten sich in den kleinen Raum und ließen sich wie Fußballspieler vor ihnen auf die Fersen sinken. Die Mannschaft. Ich muss aussehen wie der Physiotherapeut, so mit meiner Aktentasche, dachte Egan. Der Physiotherapeut war immer ein Weißer, auch wenn alle Spieler schwarz waren. Oder sehe ich eher aus wie ein ausländischer Botschafter, der seine Akkreditierung abgeben will?

Er sah über den Fotografen hinweg, der sich über seinen Fotoapparat beugte als hätte er ein schwarzes Tuch über dem Kopf, in die Wand aus lachenden Gesichtern im Korridor.

Der Fotograf war mit der Pose nicht zufrieden. Er setzte die beiden Männer von der Einwohnerorganisation – die Kauernenden, wie Egan gequält dachte – um, drückte sie an die Längswände auf beiden Seiten, so dass der riesige Abstand zwischen den Sohlen von Mrs. Ntlakas Schuhen und dem Zementfußboden sichtbar war. Dann eilte er zu seinem Apparat zurück und drückte den Auslöser.

Als sie schließlich gingen, stellte Egan fest, dass sein Lenkrad festgekeilt war. Es war eine Eagle Claw von AA, eigentlich nicht zu knacken. Mrs. Ntlaka aber rief einen alternden Young Lion aus dem Haus nebenan herbei, und der knackte das Schloß mit Hilfe eines Schweizer Armeemessers und eines Drahtstücks in nicht einmal einer Minute.



Auszug aus *The Explored View*, Random House South Africa, 2004

Aus dem Englischen von Thomas Brückner

© Ivan Vladislavic/Thomas Brückner

IVAN VLADISLAVIC, geboren 1957, Studium in Johannesburg, lebt in Kensington/Johannesburg. In den 80er-Jahren Arbeit für die Zeitschrift *Staffrider* und als Lektor für den oppositionellen Verlag Ravan Press, seit den 90er Jahren freier Lektor u.a. für den Verlag Kwela Books in Cape Town. Autor von zwei Bänden mit Erzählungen, drei Romanen und mehreren Sachbüchern. Seine literarischen Arbeiten wurden mit allen wichtigen südafrikanischen Literaturpreisen ausgezeichnet und ins Französische und Deutsche übersetzt.

Der Roman *The Restless Supermarket* (2001) wird von der Kritik übereinstimmend als literarisch gültigster Abgesang auf die Zeit der Apartheid bezeichnet, sein jüngster Roman *The Explored View* (2005) seziert die neue gesellschaftliche Situation in Südafrika.



Achmat Dangor

Bittere Ernte

In der Jan Smuts Avenue, in einiger Entfernung von der Killarney Mall, steigt Michael aus dem Taxi. Er geht langsam, hat sich genau überlegt, wie lange er bis zu dem Einkaufszentrum brauchen wird. Er wird mindestens zehn Minuten vor der Zeit da sein, zu der Du Boise gewöhnlich kommt. Er kauft sich eine Tageszeitung, er will sich nicht unnötig lange an diesem Ort aufhalten und durch seine Gegenwart auffallen, damit sich später kein potentieller Zeuge an ihn erinnern kann. Auf den Routen der Kombitaxis ist er inzwischen wohlbekannt, zumal er sich ein immer gleich bleibendes Verhalten angewöhnt hat. Nein, wir haben nichts Ungewöhnliches bemerkt, werden die Fahrer den Ermittlern sagen, war keiner dabei, den wir nicht schon vorher gesehen haben.

Wer also ist François Du Boise? Besitzt er einen bestimmten Charakter, eine Persönlichkeit, ist er mehr als nur ein Weißer, ein ehemaliger Angehöriger der Sicherheitspolizei, ein Vergewaltiger und Folterknecht? Unerwartet taucht diese Frage vor seinem geistigen Auge auf. Michael versucht sie zu verdrängen. Er darf sich nicht ablenken lassen. Der Mann ist ein Vergewaltiger. Mein Vater, das wohl, der ›Spender meines Samens‹, wie es der Volksmund will. Doch das ist lediglich ein biologisches Detail. Um das aufkommende Bild eines zerbrechlichen alten Mannes zu vertreiben (leicht gebückt, krebszerfressene Haut, die von Kleidern geschützt wird, die für dieses Wetter viel zu dick sind, einen Andy-Capp-Hut tief in die Augen gezogen), hakt er die Einzelheiten der Biographie Du Boises ab wie eine Einkaufsliste.

Geboren 1936 in der Nähe von Ficksburg im Oranje-Freistaat. Sohn eines verarmten Bauern, Pächter auf einem Stück Land, das einst ihm gehört hatte. Der Räuber nicht etwa eine ausländische Bank, irgendein Jude oder Engländer, sondern ein Afrikaaner wie er. Wahrlich kannibalischer Stamm. Schulbildung in Ficksburg. Danach zog die Familie um, zuerst nach Bloemfontein, später nach Vereeniging im Transvaal. Sein Vater fand Arbeit in der Stahlkocherei, wurde Vorarbeiter. Ein Ex-Bauer, der in einem ungewohnten Beruf vorankommt, auf dem Rücken der schwarzen Arbeiter, die ihm unterstellt sind.

François schloss Standard Eight ab. Fing dann ebenfalls in der Stahlkocherei an. Die Väter öffneten ihren Söhnen die Türen. Diese Vettern-dynastien, die dieses Land runtergewirtschaftet haben. Abendschule zum Abitur. François legte einigen Geschäftssinn an den Tag. Trat 1957 der Polizei bei, war da schon einundzwanzig Jahre alt. Muss sich unter seinen Ausbildungskameraden ziemlich unwohl gefühlt haben, Achtzehnjährigen mit Pubertätspickeln.

Zwei Jahre Ausbildung, drei Jahre Streife in Uniform, dann weitere drei bei der Kripo. Studierte nebenbei politische Kriminologie – was immer das ist. 1965 zur Sicherheitspolizei versetzt. Sie wussten, dass ein ›Krieg‹ bevorstand und steckten ihre fähigsten Leute zu den Sicherheitskräften. Bis 1969 im Hauptquartier von Vaal stationiert, dann nach Soweto versetzt.

Dauerte weitere neun Jahre – und wie viele Vergewaltigungen? – bis er an meine Mutter geriet. Er war zweiundvierzig, sie erst achtzehn. Heiratete in eine angesehene Familie ein, was ihm noch weitere Türen aufschloss. Zwei Kinder. Eins davon arbeitet als Anwalt am Appellationsgericht in Bloemfontein. Nicht schlecht für den Sohn eines Sicherheitspolizisten. Seine Tochter ist Hausfrau, heiratete einen Geschäftsmann. Wohnt in Kapstadt.

Mein Halbbruder und meine Halbschwester! Muss man sich mal vorstellen.

Michael lehnt sich an eine Säule am Eingang zum Einkaufszentrum. Mit etwas Fantasie hätte der Architekt eine Kolonnade daraus machen können, kühl und geheimnisvoll, nicht diese hässliche, von Pfeilern gestützte Ungeheuerlichkeit. Er sieht, wie ein krummer, schlurfender Du Boise seine übliche Abkürzung durch die Tankstelle nimmt. Jetzt geht er über den Parkplatz, läuft die Rampe zum Untergeschoss des Einkaufszentrums hinauf. Michael tritt aus dem Schatten des Spätnachmittags. Du Boise ist noch immer unter ihm.

»Du Boise.«

Du Boise sieht zu Michael hoch, schiebt aus Gewohnheit seine Kappe in den Nacken; die Sonne, die gerade genau im Westen untergeht, blendet ihn. Er hält schützend eine Hand über die Augen, als er hinaufblinzelt. Es ist, als hätte jemand Michael ein Zeichen gegeben, als sei dies eine zeremonielle Hinrichtung und der verdammte Mann hätte die

**Michael schießt mitten in Du Boises Gesicht.
Er will Du Boises Gesicht auslöschen.**

Augen verbunden bekommen. Michael hebt die Waffe, sieht den flüchtigen Schrecken in Du Boises Augen, dann das plötzliche Begreifen. Er hat jetzt schon sehr lange auf einen solchen Augenblick gewartet. Du Boise scheint keine Angst zu haben, ein Lächeln beginnt sich auf seinen dünnen Lippen zu formen.

Du Boises Haut ist von einem unnatürlichen Weiß, dick mit Creme eingeschmiert. Klar, sein Krebs. Michael sieht Hautfetzen, die sich ab-



schälen, sieht die müden, rotgeränderten Augen, das bittere Halblächeln, sieht sich selbst in dem Schweiß gespiegelt, der durch die gepuderte Braue bricht. Eines Tages könnte das mein Gesicht sein, mein dünner Leib (wie dickbäuchig und rotgesichtig er vielleicht sein würde, wenn der Krebs nicht wäre!).

»Mein Erbe«, flüstert er, »unerwünscht, aufgezwungen, meine Geschichte, meine Anfänge.«

Michael schießt – zweimal – mitten in Du Boises Gesicht, vergisst seinen sorgfältig ausgearbeiteten Plan: schießt ins Herz, das ist leiser, zieht nicht so viel Aufmerksamkeit auf sich. Er aber will Du Boises Gesicht auslöschen, will diesen triumphierenden, fast freundlichen Ausdruck beseitigen, nichts hinterlassen als zersplitterte Knochen und zerfetzte Haut.

Dann läuft er weg, wartet nicht darauf zu sehen, in welche Richtung der Leib zusammensinken wird. Schnell geht er die Straße hinunter. An der Kreuzung Oxford und Riviera stehen zahlreiche Taxis. Er wird eins nehmen, das ihn in die Innenstadt bringt, dann die Viertelstunde hinüber nach Fordsburg laufen. Um sechs Uhr dreißig muss er an der Oriental Plaza sein. In Moolas Silk Bazaar. Er soll sich dort vorstellen.

»Salaamu aleikum, ich bin Noor.« Das Licht des Propheten. Einer seiner gläubigsten Gefolgsleute.

Irgendjemand wird ihn nach Lenasia fahren, ihn an der Nurul Islam Hall absetzen. Von dort wird er nach Potchefstroom in der North West Province gebracht werden, zum Zufluchtsort eines Wissenschaftlers. Indien kommt erst später, viel später, wenn er genug darüber gelernt hat, was es heißt, Muslim zu sein, um vielleicht wirklich einer zu werden.

Michael sieht nicht zurück, wartet nicht auf den unausbleiblichen Schrei, die erste hektische Stimme, die einen Tumult auslöst: Seht, der Mann blutet! Ist er tot? Oh, mein Gott, seht euch sein Gesicht an! Hilf doch jemand, ruft die Polizei!

Auch er geht einem Tod entgegen. Michael wird sterben. An seiner Stelle wird Noor geboren werden.



Aus dem Englischen von Thomas Brückner

© Achmat Dangor/Thomas Brückner

ACHMAT DANGOR, geboren 1948 in Newclare, Johannesburg, lebt in New York und Kapstadt. Zwischen 1973 und 1978 wegen seiner politischen Aktivitäten unter Bann. Arbeit im Geschäfts- und NRO-Bereich, zuletzt als Direktor des Nelson Mandela Children's Fund; Hochschul-lehrer an der City University of New York. Schreibt Erzählungen, Gedichte, Theaterstücke und veröffentlichte bislang drei Romane, von denen vor allem *Kafka's Curse* mit Literaturpreisen ausgezeichnet wurde. Zuletzt erschienen: *Bitter Fruit* (2004) und *Kafkas Fluch* (2001).

Kgafela oa Magogodi

blues für majimbos

der tintenbach meiner tränen versiegt. zu viele von den hippen jungs entzogen dem haus der worte – so alt wie ich. phaswane mpe – sein leib erkaltet auf der latrine seiner prosa. sello duiker – hing am eil seiner fiktionen. die untergrundnation verblutet innerlich ... immerfort stirbt jemand. am ungeschützten liebesakt mit einem kranken gedicht. an der eiaculatio praecox einer kurzgeschichte. verblutet am schönen roman, aus dem ein schlechter film wurde. an der blutvergiftung im gebein einer seite. an gesprochenen stropfen die stürzen sich vom mikrofonturm in den tod und krachen gegen den betonwahnsinn der bühne. an der sprachpolizei die hält den deckel auf dem brodelnden topf der vorstellungskraft. an der verficktbeschiss'nen bürgerlichen tugendhaftigkeit der verleger. durch religiöse fanatiker die schützen die genitalien ihrer gottheiten vor den gespreizten schenkeln der poesie. am dreck der entsteht werden aus politikern götter gemacht. an paragraphenreitern und den vergifteten schleusen unter den brücken der freien verse. am irren graffiti auf der seele das ätzt tattoos in die haut einer wand. an schauern splitternden glases die ergießen sich in das wohnzimmer der einsamkeit eines dichters. an der wildschrecklichwahnsinnigen flucht der seelen gegen die verschlossenen tore der ewigkeit. wer in unserem hillbrow findet selbstmordbriefe verführerisch denn das leben ist nicht billig zu haben ist teurer als dreizehn cents seine splitter gekehrt unter die falten von taiwas seele jeder splitter klavergewitter jagt seelen aus ungebrochenem himmel ein roter schoß nach außen gewendete gottes hosen tasche riesig regen fällt in kreisen jeder ein loch durch das du erhaschst einen blick auf deinen zweiten tod auf sensationsblattseiten die lästern über künstler die im arsch sind. schlagzeilen verkaufen zeitungen. tausende mikros und nationen aus kameras im gesicht des todschreibers stellen dumme fragen. warum schriftsteller so jung sterben. keiner aber fragt warum politiker viel zu lange leben ...

Aus dem Englischen von Thomas Brückner

© Kgafela oa Magogodi/Thomas Brückner

KGAFELA OA MAGOGODI, lebt in New York und Johannesburg, begann als Teenager in den 1980er Jahren zu schreiben und gehört heute zu den bekanntesten spoken word poets. Erste Einflüsse von seinem Großvater und der ersten Rapwelle, die auf Südafrika traf. Studierte Musik, afrikanische Literatur und Film, lehrt heute afrikanische Literaturen und Film an der University of the Witwatersrand in Johannesburg, bezeichnet sich als den »unehelichen Sohn der Kampflyrik« und schreibt neben Lyrik auch Erzählungen und Drehbücher. Letzte Veröffentlichungen: *Thy Condom Come* (2000), *Outspoken*, Johannesburg *Laugh-it-off* (2004) und *I Mike What I Like* (CD, 2004)



Mary Watson

Tittie

Paul war Tittie noch nicht oft begegnet. Sophia vermutete, dass bei ihm da eine gewisse Unbehaglichkeit im Spiel war, dass er sich trotz des Anscheins, den er sich gab, einigermaßen schwer damit tat, dass sie eine schwarze Oma hatte. Tittie war zwar nicht ihre richtige Oma, stand ihr aber ziemlich nahe. Die dunkle, ältere Schwester. Diejenige, die nie geheiratet hatte; diejenige, die lebte. Die den letzten Keks gegessen hatte. Das erste Mal war Tittie einen Monat nach Sophias dreißigstem Geburtstag aufgetaucht. Bevor Tittie vor drei Jahren in das Haus der Familie in Pinelands eingezogen war, hatte Sophia überhaupt keine Ahnung davon gehabt, dass ihre verstorbene Großmutter eine Schwester hatte. Als sie sich damals zum ersten Mal gegenüber gestanden hatten, war Sophia als Erstes aufgefallen, wie wenig die Erscheinung mit dem Namen übereinstimmte, mit dem sie angesprochen werden wollte. Tittie. Ungebetene Vorstellungen von geschlechtsreifen Brüsten oder einer mageren Nutte stellten sich gegen diese von Kopf bis Fuß schwarz gekleidete, abgezehrte Frau. Sie war so alt, dass ihr die Haut nur noch lose über den Knochen hing. Erst danach bemerkte Sophia die viel augenfälligere Abweichung: die Krapfennase, die nussfarbene Haut. Nicht die geringste Notwendigkeit für einen Bleistifttest - Oma war schwarz. Damit war geklärt, warum Sophia so schnell braun wurde. Ihre Mutter hatte ihr Schweigen bewahrt, jahrelange Übung hatte sie unzugänglich werden lassen. Tittie belegte Sophias ehemaliges Schlafzimmer, die seit dem Ende der Apartheid angesagte politisch korrekte Höflichkeit der Mittelklasse unterdrückte die brennenden Fragen: es schien einfach ungehobelt zu fragen. Tittie (selbst jetzt noch geht Sophia dieser Name nur widerstrebend über die Lippen) war wie ein Paket von einem zum anderen weitergereicht worden, von entfernter Verwandtschaft zu engerer, bis sie schließlich im Haus von Sophias Familie gelandet war, mit einer großen ledernen Reisetasche und einem Wellensittich als Gepäck, und ihre neuen Enkelkinder vergnügt anlächelte. Sie trug nichts anderes als schwarze Kleidung, hatte einen Perlenring am Finger, der aussah wie das Auge eines Blinden, und sie konnte Fliegen nicht ausstehen. Zu jeder Zeit hing ein dünner Nebelschleier aus Fliegenspray in ihrem Zimmer: sacht und ohne Unterlass atmete Tittie ein leichtes Gift ein. Als Paul Tittie zum ersten Mal begegnete, versuchte er, das Gespräch auf ihre dunkle Hautfarbe, ihren Akzent zu bringen. Sophia fragte, ebenso gemein wie unschuldig: »Wie bitte?«, und ließ Paul in finsterner politischer Korrektheit schmoren. Sie musste ihm aber zugestehen, dass er in seinem Anzug richtig toll aussah.

An der Sonne stimmte überhaupt nichts. Das Licht fiel in unangenehmem Winkel ein und stach in den Augenwinkeln. Außerdem war es eine Wintersonne. Schwach und kränkelnd spie sie ihre gehässigen Strahlen hinter den Wolken hervor. Sophia schob Tittie im Rollstuhl vor sich her. Immer weiter. Entschlossen schritt sie die Promenade entlang, und Tittie beklagte sich nicht. Sie schien vielmehr ihren Spaß daran zu haben, wie ihr der Wind die Strähnen grauen Haares aus dem Gesicht riss. Sie fuhr die Promenade rauf und runter, spulten Meter ab als trainierten sie für eine Art Rennen. Der Gedanke brachte Sophia zum Lächeln – ein Omarennen auf der Promenade. Frauen in eleganten Wintermänteln und Absatzschuhen, die mit Rollstühlen die Promenade entlang rannten. Sie machten an einem Café Halt und setzten sich auf den Freisitz, der auf das tosende Meer hinaussah. Im Sommer, wenn das Wetter angenehm mild und das Meer ruhig war, war das ein hübsches Fleckchen. Im Augenblick aber hatte das Café Ähnlichkeit mit einer Bühne, die von Glaswänden gesäumt wurde, die sie vor dem Wind und dem Meer vor ihnen schützten. Die Wellen waren das Publikum. Es gab keinen Strand, der sie vor dem dunklen, unruhigen Wasser bewahren konnte, nur ein paar trutzig aussehende Felsen und die Gischt, die in unregelmäßigen Abständen drohend hinter dem Metallgeländer hochspritzte. Allerdings war der Wind zu heftig und blies den größten Teil der Gischt wieder auf das Meer hinaus. Sophia hatte das Gefühl, sich am Ende der Welt zu befinden, da, wo Meer und Luft sich trafen, um dem Kampf zwischen Luft und Wellen zuzuschauen. Die meisten vernünftigen Leute saßen drin im Café, doch Sophia hatte sich vorgenommen, ihrem Naturburschen ein besonderes Vergnügen zu bieten, wenn er zu ihnen stieß.

Auf der anderen Seite, näher zum Meer als zur Eingangstür hin, saß eine Frau allein, umhüllt von mehreren Lagen Schals in unterschiedlichen Grüntönen. Sophia stellte sich vor, dass sie wahrscheinlich, wenn sie das Ende fände und daran zöge, die Frau sich wie einen Kreisel um sich selbst drehen lassen würde, bis sie schließlich nackt dastünde - eine Venus am winterlichen Meer. Doch die Frau saß still da und schrieb, glich mehr einer Scheherezade als einer Venus. Ihre Hand glitt schwer über das Papier, als könnte Geschichtenerzählen Leben retten. Sie hatte

Sie schrieb in einen dieser Notizblöcke mit dünnen blauen Seiten, der Standardausgabe für Abwesenheitsmitteilungen. Er war voller komplizierter Muster, die sich gegeneinander drängten und so versuchten, für etwas zu stehen, das überhaupt nicht vorhanden war. Sie trug einen Rubinring am Finger, der von links nach rechts über jede einzelne Zeile segelte.

elegante Hände, die eine schwebte wie ein Schild knapp über dem Papier, die andere kitzelte heftig über die Seite.

Sophia bestellte einen Tee für Tittie und für sich selbst einen Kaffee. Hier, im Wind, war Tittie still. Als der Kellner ihre Bestellung aufnahm, drohte ihm das weiße Handtuch aus der Tasche seiner Kellnerschürze gerissen zu werden.



Die Frau schrieb ohne Unterlass weiter. Sie schrieb in einen dieser Notizblöcke mit dünnen blauen Seiten, der Standardausgabe für Abwesenheitsmitteilungen. Er war voller komplizierter Muster, die sich gegeneinander drängten und so versuchten, für etwas zu stehen, das überhaupt nicht vorhanden war. Sie trug einen Rubinring am Finger, der von links nach rechts über jede einzelne Zeile segelte.

Sophia zog es eigentlich vor, mit Tittie nur ein eng begrenztes Reservoir von Gesprächsthemen anzuschneiden – sie wusste nicht immer, was sie zu ihr sagen sollte und beschränkte sich deshalb mit einem Vorrat vorgefertigter Sätze und Geschichten. Damit fühlte sie sich sicher wie ein alter, geübter Langfinger und konnte gleichzeitig davon ausgehen, dass Omis und Tantchen damit klar kämen. Tittie hingegen widmete sich mit Vorliebe ganz bestimmten Themen. Sie hatte ihre eigenen Ansichten zu Abfall, zu Dingen, die nicht sauber genug waren, über die alten Zeiten. Und sie konnte Rezepte hersagen wie Stamm-bäume aus der Bibel. Sie hätte auch gern über Jungen geredet, aber das ließ Sophia nicht zu. Sophia mochte lieber nicht über zu ernste Dinge reden. Sie war sich nicht sicher, ob sie die Einzelheiten darüber hören wollte, wie Tittie in den Verzweigungen des Familienstammbaums verloren gegangen war. Also sprach Sophia mehr zu sich selbst als mit Tittie, als sie nun träge aussprach: »Was für ein schöner Ring!« Sie sprach diesen Satz laut, weil das eines der Themen war, über die sie mit Tittie zu reden pflegte.

»Hier, nimm ihn«, sagte Tittie und schob Sophia ihre Hände hin, »aber glaub ja nicht, dass dich der glücklich machen wird!« Sie zog ihren Ring ab, eine in Gold gefasste Perle, und schob ihn mit ihren harten Altfrauenfingern in Sophias Hand. Dünn erhob sich ihre Stimme über den Wind.

»Perlen machen Tränen«, sagte sie verbittert.



Auszug aus der unveröffentlichten Erzählung
Aus dem Englischen von Thomas Brückner
© Mary Watson/Thomas Brückner

MARY WATSON, geboren 1975, lebt in Kapstadt, studierte Creative Writing und Filmwissenschaft in Cape Town und Bristol. Arbeitet als Lecturer an der University of Cape Town an einer Dissertation in Filmwissenschaft sowie für den Verlag Kwela Books in Cape Town. Mary Watson schreibt Erzählungen, Kurzgeschichten und Romane, einige ihrer Arbeiten liegen in Übersetzungen in Afrikaans und Deutsch vor. Zuletzt erschienen: *Moss* (2004), sowie auf deutsch eine Geschichte in *yizo yizo, Stories aus einem neuen Südafrika* (Hg. Manfred Loimeier, 2005)

Lebogang Mashile

Das Mädchen einst

das mädchen einst es wohnte in einem haus aus haut
die zeit als ruckgrat durchgespießt
der kleinste windhauch trieb es um und um
gefangen darin eine sinfonie aus stimmen
wirbelstürmischer missklang steigend fallend
ein jeder genagelt in die zeit
schartige narbe auf ihrer seele
doch sie wollte nichts enthüllen
aus angst vor dem was dann wohl vor ihr läge

lebte drum den tag von außen nach innen
trug stempel um stempel des schweigens
und lernte fast jedem wind sich zu neigen
und ertönen die posaunen lässt sie
deren wut in sich herrschen
geschützt durch falschheit und stolz
dicke gesellschaftsfähige haut
der welt aber war sie ein glühen
wie der ursprung von sonne und mond
gehüllt in eines anderen haut
und da beginnt es zu flüstern
sie wär entehrt durch inzest
entehrt durch vergewaltigung
entehrt durch verstellung
falsche erklärung
falschen entscheid

mach die augen weit
erkenn wenn deine wahre stimme ruft
damit lügen sie nicht unterdrücken
jeden tag deines lebens sollst neue wahrheit du schreiben
doch schließt du die augen treibt es dich um und um

da capo al fine

Aus dem Englischen von Thomas Brückner
© Lebogang Mashile/Thomas Brückner

LEBOGANG MASHILE, geboren 1979 in den USA, wo ihre Eltern im Exil waren. Seit 1994 in Südafrika, studierte sie Jura und internationale Beziehungen an der University of Witwatersrand in Johannesburg und ist als Lyrikerin hervorgetreten mit Performance Poetry. Lebt in Johannesburg. Jüngste Veröffentlichung in englisch: *From Our Mothers' Tongues* (2005)



Keorapetse Kgositsile

Kampflied

Bist durch das Dunkel
 dieses langen Wegs
 hast gesehen wie
 die Nacht blinzelt und flüstert
 dein sind die weltumspannenden
 Hände des Arbeiters
 der erschuf
 das Haus das Bett die Kleider
 die Straße die ich nachts spaziere
 das Licht das Dunkel der Verzweiflung zu vertreiben
 Sag mir doch
 darf ich der Liebe kein Lied singen
 Furcht und Schrecken nichts Fremdes
 und Duma sechs Jahre nur alt
 sieht die Fußstapfen im Hof
 und fragt: Papa, wer war hier?
 Rrangwane Onkel Thami Onkel Tim Onkel George
 du hast doch gar nicht solche Schuhe
 Mama, warum steht das Fenster offen
 Das Kind weiß warum und erzählt uns etwas
 über unser Leben

Muss ich denn wieder
 und wieder erinnern:
 Der bewaffnete Kampf
 lebt von der Liebe.

Stimme ein Lied an
 hab den Blues oder singe Minne
 und aus großer Ferne
 nicht im Blues-Club
 möchte ich sagen
 Baby Baby Baby
 musst nicht weinen
 nur weil ich nicht, nur weil ich nicht zu Hause bin.

Versuch dem Lied zu entfliehen
 wandle leise durch die Nacht
 und eine hartnäckige Stimme
 mächtiger noch als des Feindes Wehr
 packt mein Herz mit Macht
 ruft nach dem Lied
 das unser Leben badet
 im Regen aus unserem Blut
 das in den Straßen verrinnt
 da Moloise der letzte Atem
 eines einsamen Lebens verweht

Sollt ich nicht mehr die Liebe besingen
 nun da „Blut unsere Erinnerung umspült“
 Schwester warum sag warum
 sehen wir manchmal
 in jeder Pustel ein Geschwür
 und du Bruder
 du weißt um unser schweres Los

Wieso also erlauben sie sich zu sagen:
 Keine Liebesgedichte mehr

Möcht der Liebe ein Lied singen
 der Frau, die jenseits der Grenze
 die Buren aus dem Hof sprengte
 und noch lange genug lebte
 es zu erzählen
 Möcht der Liebe ein Lied singen
 der Frau, die schwanger über Zäune sprang
 und einem gesunden Kind ins Leben half
 Möcht der Liebe ein Lied singen
 der alten Frau die in furchtgetränkten Nächten
 den Kämpfern Unterschlupf bot
 Möcht der Liebe ein Lied singen
 dem Bauern der sein karges
 Mahl mit den Kämpfern teilte
 und ihren Schlaf bewachte
 ohne etwas „für geleistete Dienste“ zu erwarten

Also gehe ich mit meinen Händen
 die Gewehre Bomben Granaten halten
 die warme Brust meiner Frau lieblosen
 im Rhythmus der Mutterliebe schwingen
 unter dem traurig schweren Blick des Vaters
 umarmt von den gerechten Forderungen
 eines geplagten und erwartungsfrohen Volks
 unter dem Gestank der Vergangenheit
 und dem Duft von Wünschen und Zielen
 leise ein in die Umarmung
 dieses Feuers
 an dem sich entzündet
 Mein Lied für die Liebe
 mein Lied für das Leben

Aus dem Englischen von
 Thomas Brückner
 © Keorapetse Kgositsile/
 Thomas Brückner



Keorapetse Kgositsile

Qualen mehr als Sorge

Wenn das Zerstören aller bekannten Landkarten
alle Grenzen wischen würde
vom Angesicht der Erde
Ich würde sagen: Lasst uns
ein Freudenfeuer zünden
den Menschen
zu zähmen und zu besingen

Flüchtling Wort unheilvoller Last
auch wenn ein Kind sie tragen muss
Manchen Kindern
sind Worte wie *Heim*
ohne Sinn und Bedeutung
Dafür tragen
vertrieben
Grenze
Flüchtling
ein Maß an Gewalt und Terror
jenseits des unheilvollsten Alptraums
den je ein Mensch erfahren oder ersinnen kann

Leer ihre jungen Augen
versagt ein Ausblick auf jegliche Zukunft
auf die Anspruch wär
Denn sie verlangten nicht geboren zu werden
an jenem Ort zu jener Zeit
Leer ihre jungen Bäuche
Gebläht und gerundet von Unterernährung
und grollend wie die fetten Hunde mancher
die vorgeben sie sorgten sich wegen der
Menschenrechtsverletzungen

Siehst du sie
wie sie stolpern von nirgends
ins
Nichts
zwischen
Nichts und nirgends

Bedenke den
täglichen Tod ihrer jungen Träume vor der Zeit
Welch taumelnde Erinnerungen schrecken und töten
die Hoffnung, die unauslöschlich
stehen sollte in ihren jungen Augen

Vielleicht sollte ich
einfach die Stimme des
Rufers borgen solange
ich kann und sagen:
Bedenkt
ein Heim zu haben ist kein Verdienst

Aus dem Englischen von Thomas Brückner
© Keorapetse Kgositsile/Thomas Brückner

KEORAPETSE WILLIAM KGOSITSILE, geboren 1938 in Johannesburg, ab 1962 Exil in den USA. Arbeit für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften und Vertreter des ANC. Hochschullehrer an verschiedenen Universitäten, zuletzt UCLA (USA) und, nach seiner Rückkehr nach Südafrika im Jahr 1999, in Fort Hare. Gegenwärtig Berater der südafrikanischen Regierung.
Zahlreiche Gedichtbände, für die er internationale Anerkennung erlangte.
Stilbildender und prägender Lyriker für die nachfolgende Lyrikergeneration seines Landes, vor allem sein Gedicht *Red Song* wurde zu einer Art Hymne. Lebt in Pretoria/Johannesburg.



Lebogang Mashile

Manchmal mag ich es tief

vergangenes läutert sich nicht von allein
 es frisst sich in deinen schädel und breitet sich dir über die haut
 und von innen her hab ich lasten getauft als mein sein
 hab erlaubt dass diese glieder mir köpfe wurden schreckhaft der berührung
 machte das liebes spiel zu krücke meines seins

aber manchmal mag ich es tief
 ohne luft zwischen den atemzügen
 mit küssen an geheimen stellen und meinem haar in seinem griff
 tränen mein rücggrat rinnend
 ein freund der meinen hintern liebt
 macht alles wirklich wahr
 drum hör ich auf

ich spul zurück zu erkennen die schritte auf diesem weg
 heftete mein gesicht an plastikpuppen meinen arsch zu retten
 meine schwachheit zu verbergen war ich stein
 kinderfüße trommelten aber ich war allein
 hab gedacht schwarz sein und wütend hieß stärke
 war genie und hure
 fette hellhäutige schlampe mit wehendem afro
 erste-welt-grigamba
 schwarze pseudo-mamba ohne stimme

und die summe meiner ichs, die schauspielerin
 beherrscht noch immer leicht diese rollen
 doch mein leben bestimmen mit voraussetzungen
 macht liebe zur krankheit
 meine vorfahren leiten diese übergänge
 auf grünen pfa den zu stadtsichten vor blauen gründen
 mit stift und papier schaff ich ein lied
 in dem bin ich mann
 bin ich frau
 bin gottes erster atemzug
 kind jenseits aller lasten
 hab nichts mehr außer mir selbst

und ich mag es manchmal tief
 ohne luft zwischen den atemzügen
 mit küssen an geheimen stellen und meinem haar in seinem griff
 tränen mein rücggrat rinnend
 ein freund der meinen hintern liebt
 macht alles wirklich wahr
 drum hör ich auf

Aus dem Englischen von Thomas Brückner
 © Lebogang Mashile/Thomas Brückner

Lebogang Mashile

Liebe geschmeidig

bin ich zu
 erledigt
 breitest du dich zu weiten
 bereit zu geben
 und ich möchte springen
 in dich hinein
 und dies leben fühlen
 wie du
 vielleicht könnt
 ich dann geben wie du
 vielleicht könnt
 ich dann leben wie du

Aus dem Englischen von Thomas Brückner



Neues von einem Südafrika anderen Ende dieser Welt

Literatur im März
9.-12. März 06

Donnerstag, 9. März

- 19:00 Begrüßung
Walter Famler, Alte Schmiede
Stadtrat für Kultur **Andreas Mailath-Pokorny**
- Eröffnungsvortrag
Prof. Dorothy Driver
South Africa – Under a New Dispensation?
Jurgen Schadeberg und
Ranjith Kally
Statements zur Ausstellung »Drum«
- 20:00 Eröffnungslesung
Achmat Dangor reads from
Bitter Fruit
Thomas Brückner: Einführung
und Lesung aus der deutschen
Übertragung
- 21:00 Performing Poetry 1
Lesego Rampolokeng,
Lebogang Mashile
Einführung: Thomas Brückner

Freitag, 10. März

- 17:00 **Mandla Langa** reads from
Lost Colours of the Chameleon
Robert Reinagl liest die deutsche
Übertragung
Einführung: Erich Klein
- 18:00 **Mike Nicol** reads from *Dark City*
Thomas Brückner: Einführung
und Lesung aus der deutschen
Übertragung
- 19:00 Podiumsdiskussion
*From Race to Class – Apartheid
and After*
Antjie Krog, Mandla Langa,
Ranjith Kally, Ivan Vladislavic,
Keorapetse Kgositsile,
Rayda Jacobs, Jürgen Schadeberg.
Moderation: Ilija Trojanow
- 21:00 Performing Poetry 2
Keorapetse Kgositsile,
Kgafela oa Magogodi
Einführung: Thomas Brückner

Samstag, 11. März

- 16:00 **Rayda Jacobs** reads from
Confessions of a Gambler
Ilija Trojanow: Einführung und
Lesung aus der deutschen Über-
tragung
- 17:00 **Antjie Krog** liest aus
Der Wechsel der Sprache
Einführung und Lesung der deut-
schen Übersetzung: Ilija Trojanow
- 18:00 **Jonny Steinberg** reads from
The Number
Robert Reinagl liest die deutsche
Übertragung
Einführung: Erich Klein
- 19:00 **Dorothy Driver,**
Keorapetse Kgositsile
Chaka Zulu – An African Classic
Moderation: Ilija Trojanow
- 20:30 **When the Lyrics Meet
the Music
Poets**
Kgafela oa Magogodi,
Lesego Rampolokeng,
Antjie Krog, Keorapetse Kgositsile,
Lebogang Mashile
Musicians
Günter »Baby« Sommer (D – dr, perc),
Akira Ando (JPN/D – b),
Franz Koglmann (A – tr, flh)
Moderation: Thomas Brückner
und Ilija Trojanow

Sonntag, 12. März

- 11:00 **Masque** (Filmaufführung)
Afrikanische Oper in zwei Akten
mit drei Orchestern (einem mit
traditionellen Instrumenten aus
dem südlichen Afrika, einem
Kammerorchester mit barocken
Instrumenten sowie einer Jazz-
combo). Uraufgeführt an der
Cape Town Opera, 28. Oktober
2005.
Musik: Hans Huysen,
Text: Ilija Trojanow.
Sprache: English, Xhosa und
Swazi.
- 16:00 **Mary Watson** reads from
The Red Shoes
Alexandra Millner: Einführung und
Lesung aus der deutschen Über-
tragung
- 17:00 **Chris van Wyk** reads from *Magic*
Robert Reinagl liest die deutsche
Übertragung
Einführung: Erich Klein
- 18:00 **Etienne van Heerden** liest aus
Das lange Schweigen
Einführung: Ilija Trojanow
- 19:00 **Ivan Vladislavic** reads from
The Exploded View
Thomas Brückner: Einführung
und Lesung aus der deutschen
Übertragung
- 20:00 **Zakes Mda** liest aus
Die Madonna von Excelsior
Einführung und Lesung aus der
deutschen Übersetzung: Thomas
Brückner



Veranstaltungsort:

Kunsthalle Wien, Museumsquartier
Museumsplatz 1, 1070 Wien
Eintritt frei
www.alte-schmiede.at

Südafrika

Neues von einem
anderen Ende dieser Welt

Literatur im März

9.-12. März 06

Lesungen
Ausstellungen
Diskussionen
Bücherturm
Forum Afrika

ERÖFFNUNG:

Do 9. März, 19.00 Uhr
Dorothy Driver, Vortrag
Achmat Dangor, Lesung

KUNSTHALLE WIEN

Museumsquartier
Museumsplatz 1
1070 Wien
Eintritt frei

Fr 10. März 06

Mandla Langa
Mike Nicol
Keorapetse Kgositsile
Kgafela oa Magogodi

Sa 11. März 06

Rayda Jacobs
Antjie Krog
Jonny Steinberg
When the Lyrics Meet
the Music
Günter Baby Sommer
Franz Koglmann
Akira Ando

So 12. März 06

Mary Watson
Chris van Wyk
Etienne van Heerden
Ivan Vladislavic
Zakes Mda

T alte
schmiede
literatur im märz
wien

www.alte-schmiede.at | Eintritt frei

